

# Die Quellen für das Chinabild Leibnizens\*

Von

DAVID E. MUNGELLO (CEDAR RAPIDS, IOWA)

## Summary

Leibniz' remarkable understanding of Chinese culture was not merely the result of his own acumen, but also of the knowledgeable sources of information available to him through published works and personal correspondence. Most of the materials are preserved in the Niedersächsische Landesbibliothek Hannover. Working from the Systematischen Bandkatalog compiled by Daniel Eberhard Baring in 1720 shortly after Leibniz' death, it is possible to know with some accuracy which books were available for Leibniz' reference. This author has complied a list of 78 such works, most of which were either written by or derived from Christian missionaries in China, of whom the Jesuits were the most prominent. While some of Leibniz' correspondents such as Andreas Müller of Berlin were sinological amateurs and enthusiasts, others such as the Jesuit Joachim Bouvet were learned men, living in intimate contact with the Chinese emperor in Peking. Their letters guaranteed that Leibniz' information on China was among the most accurate available in Europe at that time.

In der letzten Zeit haben viele Wissenschaftler über Leibniz' Sicht der chinesischen Kultur und Geschichte gehandelt. Aber eine wichtige Frage ist noch nicht hinreichend untersucht worden, nämlich aus welchen Quellen Leibniz seine Kenntnisse geschöpft hat. Als eifriger Leser und Bibliothekar am hannoverschen Hof war Leibniz fast mit allen von Europäern jener Zeit geschriebenen Büchern über China vertraut. Kurz nach Leibniz' Tod begann im Jahre 1720 der hannoversche Bibliothekar Daniel Eberhard Baring (gest. 1753) einen systematischen Bandkatalog zusammenzustellen<sup>1</sup>. Dieser Katalog gibt mit großer Zuverlässigkeit Auskunft über die Bücher, die Leibniz zur Verfügung standen. Die meisten dieser Bücher werden heute noch in der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover aufbewahrt. Mindestens sechs von ihnen

\* Vortrag, der am 7. Mai 1980 in der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover gehalten wurde. Für die Förderung meiner Arbeit während dieser Zeit bin ich der Alexander von Humboldt-Stiftung (Bonn) zu Dank verpflichtet. Herrn Dr. Albert Heinekamp danke ich sehr herzlich für Verbesserungsvorschläge der deutschen Fassung.

<sup>1</sup> Seit 1719 war Baring Unterbibliothekar an der „königlichen öffentlichen Bibliothek“ in Hannover, vgl. REINHARD OBERSCHELP, *Zweieinhalb Jahrhunderte Niedersächsische Bibliographie*, in: WILHELM TOTOK und KARL-HEINZ WEIMANN (Hrsg.), *Die Niedersächsische Landesbibliothek in Hannover*, Frankfurt a. M., 1976. S. 155.

hat Leibniz mit Randbemerkungen versehen<sup>2</sup>. Im Albestand der Landesbibliothek befinden sich mehr als siebzig Bücher über China. Zwei Werke mit Leibniz-Marginalien gelangten in die Staatsbibliothek-Preußischer Kulturbesitz in Berlin. 28 dieser Werke sind auf Französisch, 27 auf Lateinisch, 14 auf Italienisch, 6 auf Deutsch, 2 auf Englisch und 1 auf Spanisch geschrieben. Als zweite Quelle für Leibnizens Chinabild dienten die im Leibniz-Nachlaß aufbewahrten Briefe und Manuskripte.

Was die Zahl der Leser anbetrifft, so war *De Christiana expeditione apud Sinas* von den Jesuiten Matteo Ricci (Li Ma-t'ou, 1552–1610) und Nicolas Trigault (Chin Ssu-piao, 1577–1628) das einflußreichste Buch des 17. Jhs. Das Buch wurde im Jahre 1615 in Augsburg herausgegeben und in der Zeit von 1615 und 1625 ins Französische, Deutsche, Spanische, Italienische und Englische übersetzt. Im alten Bestand der Bibliotheca Regia Hannoverana gibt es ein Exemplar der 1615 in Augsburg erschienen Ausgabe; obwohl es mit keinen Marginalien versehen ist, die Leibniz mit Sicherheit zugeschrieben werden müssen, kann man mit einiger Sicherheit annehmen, daß Leibniz dieses oder ein anderes Exemplar von diesem Buch gelesen hat. Leibniz hat sich verschiedene Male über Pater Ricci geäußert, und zwar immer mit Hochachtung. So hat er in seinem Manuskript *Discours sur la theologie naturelle des Chinois* aus dem Jahre 1716 Riccis Anpassungsmethode sehr gelobt. Unter den Leibniz-Handschriften liegen zwei Seiten mit Aufzeichnungen von Leibniz, von denen eine ein Zitat aus *De Christiana expeditione apud Sinas* über zwei verschiedene chinesische Schachspiele ist<sup>3</sup>. Leibniz hat den chinesischen Schachspielen großes Interesse entgegengebracht, vermutlich weil er sich für die mathematischen Implikationen interessierte<sup>3a</sup>.

Matteo Riccis Werk ist vor allem deshalb wichtig, weil in ihm das Programm der herrschenden Jesuitenmission in China formuliert ist. Diese Methode, die „Anpassungsmethode“, schlug eine Synthese zwis-

<sup>2</sup> Die sechs Werke mit Randbemerkungen von Leibniz sind folgende: 1) PIERRE BERGERON: *Traicté des Tartares*, Paris 1634; 2) GIOVANNI JACOPO FATINELLI (Hrsg.): *Historia cultus Sinensium seu varia scripta de cultibus Sinarum*, Köln 1700; 3) NICOLA LONGOBARDI: *Traité sur quelques points de la religion des Chinois*, trad par l'abbé DE CICE, Paris 1701; 4) ANTOINE DE SAINTE-MARIE (auch ANTONIO CABALLERO A SANTA MARIA genannt); *Traité sur quelques points importants de la mission de la Chine*, Paris 1701; 5) EVERT YSBANDSSOON JDES: [Dreijährige Reise naar China. Deutsch] *Dreyjährige Reise nach China*, Frankfurt 1707 und 6) NICOLAS DE MALEBRANCHE: *Entretien d'un philosophe chrétien et d'un philosophe chinois*, Paris 1708.

<sup>3</sup> Leibniz Ms. XXXVII, 1810, 4.

<sup>3a</sup> Vgl. z. B. Ms. XXXVII, 1810, 3 u. LBr, 130 Bl. 34 r°.

schen dem alten Konfuzianismus – nicht jedoch dem modernen Neo-Konfuzianismus – und dem Christentum vor. Die Anpassungsmethode ist ganz deutlich in *De Christiana expeditione apud Sinas* dargelegt. Ricci schreibt:

„Ex omnibus Ethnicorum sectis, quae quidem in Europae nostrae notitiam venerunt, hactenus nullam legi, quae in pauciores errores inciderit, quam Sinarum gens prioribus antiquitatibus suea seculis legitur incidisse.“<sup>4</sup>

Ricci kam in einer sehr synkretistisch eingestellten und schöpferischen Epoche nach China. Im kulturellen Leben der späten Ming-Zeit (zwischen ca. 1550 und 1644) gab es viele synkretistische Verbindungen zwischen Konfuzianismus, Buddhismus und Taoismus. In dieser geistigen Atmosphäre war Riccis Vorschlag einer konfuzianisch-christlichen Synthese viel Erfolg versprechender als nach dem Jahre 1644. Ricci kritisierte den Neo-Konfuzianismus, weil er sich zu weit vom Urkonfuzianismus entfernt habe. Er wandte sich auch entschieden gegen den Buddhismus und den Taoismus und lehnte eine Verbindung mit dieser Weltanschauung bzw. Religion ab. Als gebildeter Theologe hatte Ricci viel mehr gemein mit den meisten konfuzianischen Beamten-Literaten als mit den ungebildeten buddhistischen und taoistischen Mönchen. Riccis Anpassungsmethode beruht auf dem Studium der konfuzianischen Klassiker und der schriftlichen chinesischen Tradition. Er besaß ein fantastisches Gedächtnis, das ihm auf den endlosen Festessen oder Empfängen bei den Beamten-Literaten große Bewunderung einbrachte. In *De Christiana expeditione apud Sinas* schreibt Ricci:

„Et sane tantum abest, ut huius académiae [d. h. des Konfuzianismus] statuta (sublatiss perpaucis) a Christi religione dissideant, ut etiam ab eadem plurimum adiumenti capiat & perficiatur“<sup>5</sup>.

Deshalb schlug Ricci eine Synthese vor, in der das Christentum den religiösen und der Konfuzianismus den sozialen und moralischen Teil liefern sollte. Für ihn als Jesuiten war es auch wichtig, daß die Konfuzianer Literaten-Beamten waren, weil die Jesuiten sich oft mit der politischen Macht verbanden. Ricci lobte die chinesische Regierung als eine Regierung von Philosophen im Sinne von Platon, weil die Macht in der Hand der Literaten-Beamten liege und weil das Militär viel weniger Einfluß ausübe als diese<sup>6</sup>. Riccis Darlegungen über die hohe Stellung der Literaten-Beamten in der Gesellschaft Chinas trug wesentlich zur

<sup>4</sup> MATTEO RICCI u. NICOLAS TRIGAULT: *De Christiana expeditione apud Sinas*, Augsburg 1615, (lib. 1; 10) S. 104.

<sup>5</sup> *De Christiana expeditione apud Sinas*, (lib. 1; 10) S. 109.

<sup>6</sup> *De Christiana expeditione apud Sinas*, (lib. 1; 6) S. 59–60.

idealisierten Sicht Chinas durch die Gelehrten Europas im 17. Jahrhundert bei.

Athanasius Kircher (1601/02–1680) galt bei seinen Zeitgenossen vielleicht als der berühmteste Gelehrte des 17. Jahrhunderts, obwohl er heute nur wenig beachtet wird, weil sein Denken wenig schöpferisch oder tief ist. Aber Pater Kircher war sehr typisch für sein Zeitalter, weil er ebenso wie Leibniz ein Polyhistor war. Sein Intellekt war barock und ging vielen verschiedenen Studien nach. Den Menschen unserer Zeit fällt es nicht leicht, ihn angemessen zu würdigen. (Wir können Leibniz und seine Arbeit eher würdigen, weil sein Denken nicht nur polyhistorisch ist, sondern auch sehr tief.) Athanasius Kircher verfügte zwar über keine sehr fundierten Kenntnisse Chinas, aber er veröffentlichte im Jahre 1667 mit Unterstützung der Chinamissionare Michael Boym (Pu Mi-ko, 1612–1659) und Martino Martini (Wei K'uang-kuo, 1614–1661) ein Buch *China illustrata*. 1668 erschien eine niederländische Übersetzung, 1669 eine gekürzte englische und 1670 eine erweiterte französische. Dieses Buch ist volkstümlich und leicht verständlich geschrieben und enthält viele Abbildungen. *China illustrata* war sehr einflußreich, besonders die Teile, die über chinesische Schrift handeln. Im alten Bestand der Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover sind die lateinische Ausgabe und die französische Übersetzung vorhanden. Es ist ganz unwahrscheinlich, daß Leibniz *China illustrata* nicht gelesen hat; denn er war sehr vertraut mit den Werken von Kircher. Der Grund dafür, daß Leibniz an keiner Stelle ausführlicher auf dieses Werk eingeht, dürfte in der Oberflächlichkeit des Buches und in Leibniz' Geringschätzung der wissenschaftlichen Arbeiten von Kircher zu suchen sein<sup>7</sup>.

Sowohl Kircher als auch Leibniz beteiligten sich an dem Bemühen des 17. Jahrhunderts um eine Universalssprache, d. h. eine *lingua Adamica* oder *lingua universalis*. Obwohl Kircher nicht wie Francis Bacon und andere Gelehrte des 17. Jahrhunderts die Sprache Chinas als ein Vorbild für die Weltsprache betrachtet, hatte die Suche nach der *lingua Adamica*, d. i. der biblischen Ursprache, ein besonderes Interesse an den alten Sprachen und vor allem an den Hieroglyphen oder symbolischen Schriftzeichen zur Folge. Kircher war der Überzeugung, sowohl die alten ägyptischen als auch die brahmanischen, die mexikanischen und die chinesischen Schriften seien Bilderschriften. Er verglich die chinesischen Zeichen mit den ägyptischen Hieroglyphen, weil beide Bilderschriften seien. Obwohl Kircher wußte, daß die chinesischen

<sup>7</sup> Vgl. z. B. Leibniz' Brief an Herzog Johann Friedrich, April (?) 1679, in LEIBNIZ: *Sämtliche Schriften und Briefe I*; 2, 167–169.

Zeichen vereinfacht sind, glaubte er, abgesehen von der alten chinesischen Chronologie könne auch ein Vergleich zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und den chinesischen Zeichen beweisen, daß die Schrift und damit auch das Volk und die Kultur Chinas aus Ägypten stammten. Hier sah er eine Übereinstimmung zwischen der Geschichte Chinas und der Geschichte der Bibel. Aus dem 10. Kapitel des 1. Buches Mose geht nach Kircher hervor, daß Ham, einer der drei Söhne Noahs, mit seinem Volke in eine östliche Richtung aus Ägypten nach Persien und später nach Baktrien gezogen ist. In *China illustrata* schreibt er, Kolonien aus Baktrien seien nach China gelangt. Nach Kircher hatte Ham einen Sohn Namens Nimrod, obwohl im 10. Kapitel Vers 6–8 des 1. Buches Mose geschrieben ist, daß Nimrod ein Enkel Hams war; Nimrod habe einen Ratgeber Namens Hermes Trismegistus gehabt, welcher der Erfinder der Hieroglyphen war. In diesem Teil von *China illustrata* teilte – wahrscheinlich mit Unterstützung von Pater Boym und dessen chinesischen Begleiter Cheng An-te-lo (Andreas) – Kircher die chinesischen Zeichen in sechzehn Klassen ein.

Viele Gelehrte des 17. Jahrhunderts, die eine *lingua universalis* suchten, glaubten, daß es möglich sei, „wahre Schriftzeichen“ (Charaktere) zu finden. Darunter verstand man Zeichen und Laute, denen ihre Bedeutung nicht durch Übereinkunft beigelegt werden muß, deren Bedeutung sich vielmehr aus ihnen selbst ergibt. Kircher behauptet nicht wie Bacon und Leibniz in seiner frühen Zeit, daß die chinesische Schrift „wahre Schriftzeichen“ enthalte. Kircher war auch nicht der Auffassung, die John Webb in seinem *Historical Essay endeavoring a Probability that the Language of the Empire of China is the Primitive Language* (London 1669) darlegte, das Chinesische sei die biblische Ursprache. (Auch dieses Buch hat Leibniz wahrscheinlich gelesen; ein Exemplar befindet sich im alten Bestand der hannoverschen Bibliothek.) Ferner vertrat er nicht die Überzeugung, die Bacon vorgetragen hatte, daß die chinesische Schrift ein Vorbild für die *lingua universalis* sein könnte. Aber das Buch *China illustrata* von Kircher verbreitete Informationen über die chinesische Schrift, die bei den europäischen Gelehrten eben diese Schlüsse nahelegten.

In der Auffassung, die chinesische Schrift könne als ein Vorbild für eine *lingua universalis* betrachtet werden, sind Tatsachen mit Phantasien vermischt. Tatsache ist, daß die chinesische Schrift sehr alt ist und vielen ostasiatischen Völkern, die unterschiedliche Sprachen sprechen, als Verständigungsmittel dient. In *De Christiana expeditione apud Sinas* berichten Matteo Ricci und Nicholas Trigault, daß die chinesische Schrift von den Völkern Japans, Koreas, Kochins (d. i. das heutige

Nordvietnam) und Taiwans verstanden werde, obwohl diese Völker vom Chinesischen verschiedene Sprachen sprächen. Manche europäische Gelehrte glaubten, diese Fähigkeit der chinesischen Schrift beruhe darauf, daß sie „wahre Schriftzeichen“ verwende. Aber diese Gelehrten des 17. Jahrhunderts wußten nur ganz wenig über die chinesische Schrift. Obwohl es den Chinamissionaren gut bekannt war, daß der phonetische Aspekt im Chinesischen ebenfalls wichtig ist, hatten die europäischen Wissenschaftler meistens nur die Bilderzeichen und Begriffszeichen im Auge.

Wegen dieser naiven Ansichten des 17. Jahrhunderts über die chinesische Sprache waren viele Gelehrte, u. a. auch Leibniz, gern bereit, dem Amateursinologen Andreas Müller aus Berlin (1630–1694) Glauben zu schenken, als er im Jahre 1674 verkündete, er habe eine *Clavis Sinica*, d. i. einen Schlüssel zum schnellen Verständis der chinesischen Schrift, gefunden. Andreas Müller brüstete sich, mit seiner *Clavis Sinica* könne man in kurzer Zeit lernen, chinesische Texte in eine europäische Sprache zu übersetzen. Als Leibniz über Mittelsmänner mit Müller in Verbindung trat, konnte er von ihm keine näheren Informationen bekommen, weil Müller seine *Clavis Sinica* verkaufen wollte<sup>8</sup>. Müller forderte ein Entgelt von etwa 2 000 Talern; er erklärte sich bereit, eine Probe vorzulegen, nachdem 1 000 Taler auf ein Sperrkonto eingegangen seien. Müller führte in einer gedruckten Schrift von vier Seiten *Propositio super Clave sua Sinica* (1674), die in der gesamten *Respublica literaria* herumgereicht wurde, aus, sein Schlüssel sei noch nicht ganz fertig. Deshalb wollte er nach Erhalt des Entgelts ein halbes Jahr oder weniger darauf verwenden, die *Clavis Sinica* zu Ende zu bringen. Ich glaube, daß Andreas Müller kein Schwindler war. Wahrscheinlich blieb seine *Clavis Sinica* nur eine Idee, die er nie zum Abschluß brachte. Aber sicher war Müller ein naiver Sinologe, weil es unmöglich ist, einen solchen Schlüssel zu entwickeln.

Obwohl Leibniz und andere Gelehrte, z. B. Athanasius Kircher und der Jesuitenpater Adam Adamandus Kochański (gest. 1700), keine Informationen von Müller über seine *Clavis Sinica* bekommen konnten<sup>9</sup>, glaubte Leibniz trotzdem auch weiterhin an die Möglichkeit eines solchen Schlüssels<sup>10</sup>. Als er im Jahre 1697 von Müllers sinologischem Nachfolger am Kurfürstenhof in Berlin Christian Mentzel (1622–1701) erfuhr, daß er eine *Clavis Sinica* gefunden habe, schrieb

<sup>8</sup> Vgl. Leibniz' Briefwechsel 666 (Elschholz) Bl. 28.

<sup>9</sup> Vgl. MÜLLER *De invento Sinico epistolae nonnullae* o. D., S. 2–27.

<sup>10</sup> Vgl. Leibnizens Brief an Bouvet, 18. August 1705, LBr. 105 (Bouvet) Bl. 42<sup>r</sup>.

er an Mentzel und bat um Informationen über den Schlüssel<sup>11</sup>. Leider konnte Mentzel nicht persönlich antworten, weil er schwer krank war; aber sein Sohn teilte mit, daß seines Vaters Manuskript der *Clavis Sinica* in die Kurfürstliche Bibliothek überführt worden sei. Aber das Vorwort war schon gedruckt, und er schickte Leibniz ein Exemplar<sup>12</sup>. Aus dieser Schrift geht hervor, daß Mentzel seinen angeblichen Schlüssel aus einem chinesischen Wörterbuch *Tzu-hui* von Mei Ying-tso (1570–1615) gewonnen hat. Dieses Wörterbuch hat ein neues System für die Anordnung der Zeichen entwickelt, aber Mentzel glaubte, dieses System sei analytisch, während es in Wirklichkeit nur lexikalisch ist.

Obwohl Mentzel selbst nie in Ostasien war, haben Müller und er für den Großen Kurfürsten die beste chinesische Büchersammlung im Europa des 17. Jahrhunderts neben der in Rom und der in Paris zusammengetragen. Auch unterhielt Mentzel Kontakte zu Europäern, die sich in Ostasien aufgehalten hatten, z. B. zu dem Jesuitenmissionar Philippe Couplet (Pai Ying-li, 1622/23–1693), von welchem er bei der Abfassung seiner *Kurzen chinesischen Chronologie oder Zeit-Register aller chinesischen Kaiser* (Berlin 1969) viele Informationen empfing. Pater Couplet war in den Jahren 1682–1692 wieder in Europa, um Werke zu publizieren und neue Jesuitenmissionare auszuwählen. Sein berühmtestes veröffentlichtes Buch ist *Confucius Sinarum philosophus*, welches in Paris im Jahr 1687 verlegt wurde. Das Buch enthält die erste wichtige Übersetzung von konfuzianischen Klassikern, die in Europa veröffentlicht ist. Diese Übersetzung war eine Gemeinschaftsarbeit, die wahrscheinlich von Matteo Ricci begonnen wurde und an der mindestens siebzehn Jesuitenmissionare in China beteiligt sind. Philippe Couplet brachte das Manuskript nach Europa, und als Herausgeber schrieb er eine Einleitung von 100 Seiten. Dieses Buch enthält auch eine kurze Biographie des Konfuzius, eine Übersetzung der „Großen Lehre“ (*Ta-hsüeh*), die Schrift „Maß und Mitte“ (*Chung-yung*) und die „Gespräche des Konfuzius“ (*Lun-yü*) und wurde zusammen mit der *Tabula chronologica monarchiae Sinicæ* von Couplet 1686 in Paris veröffentlicht.

Die Bedeutung des Werkes *Confucius Sinarum philosophus* liegt auf einem anderen Gebiet als die der Bücher von Ricci und Trigault und Kircher. Sie liegt auf dem Gebiet der Wissenschaften. Das Buch war überall in der europäischen Gelehrtenwelt bekannt. Anfang 1687 erfuhr Leibniz durch einen Brief des Jesuiten Daniel Papebroch, daß eine

<sup>11</sup> Leibnizens Brief an Mentzel, 15. Oktober 1698, L.Br. 641, 6<sup>r</sup>–6<sup>v</sup>.

<sup>12</sup> L.Br. 641, Bl. 12<sup>r</sup>–13<sup>v</sup>.

lateinische Übersetzung der chinesischen Klassiker sich im Druck befindet und daß der Autor Couplet einen Schlüssel für die chinesischen Zeichen suche<sup>13</sup>. In seiner Antwort spricht Leibniz die Hoffnung aus, daß die Ausgabe zweisprachig, d. h. chinesisch und lateinisch, sein werde, damit die Struktur der chinesischen Schrift aufgezeigt und eine Clavis Sinica gegeben werden könne<sup>14</sup>.

In einem Brief vom Dezember 1687 an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels teilt Leibniz mit, er habe durch den Buchhändler Johann David Zunner aus Frankfurt am Main ein Exemplar von „Confucius Prince des Philosophes Chinois“ bekommen<sup>15</sup>. Es muß für Leibniz eine Enttäuschung gewesen sein, daß das Buch keine chinesischen Zeichen enthält. Leider hatte Couplet so große Schwierigkeiten mit dem Herstellen der chinesischen Typen, daß er auf sie verzichtete. Aber Leibniz lobte das Buch und sagte:

„Das Buch [d. i. die ‚Gespräche des Konfuzius‘ oder *Lun-yü*] ist nicht von Konfuzius selbst geschrieben, sondern von seinen Anhängern zusammengestellt und aus seinen Worten gesammelt worden. Der Text dieses Philosophen ist älter als das, was wir von den griechischen Philosophen haben, und es enthält an manchen Stellen vortreffliche Gedanken und Grundsätze“<sup>16</sup>.

Obwohl Leibnizens Reaktion auf *Confucius Sinarum philosophus* als wohlwollend bezeichnet werden muß, ist allerdings sein Lob eingeschränkt.

Es stellt sich die Frage, warum Leibniz nicht dieses Werk, dessen Übersetzungen aus den konfuzianischen Klassikern qualitativ viel besser sind als die Übersetzungen im *Traité sur quelques points de la religion des chinois* (Paris 1701) von Nichola Longobardi und im *Traité sur quelques points importants de la mission de la Chine* (Paris 1701) von Antoine de Sainte-Marie (oder Antonio Caballero a Santa Maria), beim Abfassen seiner Abhandlung *Discours sur la théologie naturelle des Chinois* aus dem Jahre 1716 benutzte. Anders als die Schriften von Longobardi und Caballero, in welche Leibniz zahlreiche Anmerkungen eingetragen hat, – diese Abhandlungen sind zusammengebunden und liegen heute in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin – weist das Exemplar von *Confucius Sinarum philosophus*, das heute zum alten Bestand der Bibliothek in Hannover gehört, keine Leibnizmarginalien auf. Außerdem ist es deshalb fraglich, daß dieses Exemplar dasjenige ist, das Leibniz von Zunner gekauft hat, weil in ihm der Besitzvermerk

<sup>13</sup> LEIBNIZ: *Sämtliche Schriften und Briefe*, I; 4, 612.

<sup>14</sup> LEIBNIZ: *Sämtliche Schriften und Briefe*, I; 4, 622.

<sup>15</sup> LEIBNIZ: *Sämtliche Schriften und Briefe*, I; 5, 26.

<sup>16</sup> LEIBNIZ: *Sämtliche Schriften und Briefe*, I; 5, 26.

„Gerardus Abbas Luccensis“ eingetragen ist. Es handelt sich um Gerhard Wolter Molanus (gestr. 1722), den Präsidenten des hannoverschen Konsistoriums und Abt von Loccum, mit welchem Leibniz von 1677 bis 1716 in enger Verbindung gestanden hat. Es wäre denkbar, daß Leibniz dieses Exemplar an den Abt Molanus weitergegeben hat, obwohl Molanus' Meinung über Couplet aus einer Eintragung unter Couplets Namen am Schluß der Widmung an Ludwig XIV hervorgeht: „adulator mendacissimus“, d. i. „lügnerischster Kriecher“<sup>17</sup>.

Auf jeden Fall ist es deutlich, daß Leibnizens Vertrautheit mit Chinas Kultur und Geschichte vor seiner Begegnung mit dem Jesuiten und Chinamissionar Filippo Grimaldi im Jahre 1689 in Rom nicht sehr tief ging. Nach dem Jahre 1689 beobachtet man bei Leibniz ein wachsendes Interesse an China. Zu dieser Zeit gehört Leibnizens Verbindung mit Bouvet.

Der Jesuit Joachim Bouvet (Po Chin, 1656–1730) trat mit Leibniz in Beziehung, als er Leibniz' *Novissima Sinica* (1697) gelesen hatte. Ebenso wie Couplet einige Jahre vorher kehrte Bouvet für die Zeit von 1693–1699 von China nach Europa zurück, weil der Kaiser K'ang-hsi weitere Jesuitenmissionare für den Hofdienst wünschte. Ohne Zweifel sah Bouvet in Leibniz eine wichtige Kontaktperson. Er schrieb am 18. Oktober 1697 an Leibniz und schickte ein Exemplar seines *Portrait historique de l'Empereur de la Chine* (Paris 1697). Später veröffentlichte Leibniz eine lateinische Übersetzung von diesem *Portrait* in der zweiten Auflage von *Novissima Sinica* (1699). Im Unterschied zu den früheren Jesuiten, die die Akkommodationstheorie vertraten, lobte Bouvet die Beamten-Literaten gar nicht. Als ein „Figurist“ begründete er die Theorie der Anpassungsmethode mit der ursprünglichen Kultur und mit der Urgeschichte Chinas, aber er begründete die Praxis der Anpassungsmethode nicht wie Matteo Ricci mit dem Hinweis auf die Beamten-Literaten, sondern mit dem Hinweis auf den damaligen Kaiser Chinas K'ang-hsi (Regierungszeit 1662–1721). Deshalb brachte er in seinem kleinen Buch, von dem ein Exemplar heute in der Niedersächsischen Bibliothek Hannover aufbewahrt wird, eine sehr schmeichelhafte Beschreibung des Kaisers. Aber man muß zugeben, daß der Kaiser K'ang-hsi wirklich ein ausgezeichneter Kaiser war.

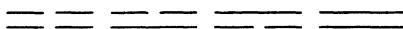
Bouverts kleine Schrift und der Brief gefielen Leibniz; und so begann ein Briefwechsel, der bis zum Jahre 1707 dauerte und zu dem mindestens fünfzehn Briefe gehören. Durch diesen Briefwechsel ist Leibniz noch tiefer in das Verständnis Chinas eingedrungen. Bouvet teilte z. B. auch

<sup>17</sup> PHILIPPE COUPLET u. a.: *Confucius Sinarum philosophus*, Paris 1687, S. viii.

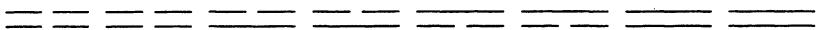
die Überzeugung, daß ein Schlüssel zur Vereinfachung des Lernens der chinesischen Sprache möglich sei, aber Bouvets Vorstellung war sachkundiger, und er sprach ganz wenig über eine *Clavis Sinica*. Der Briefwechsel mit Bouvet führte Leibniz zu einem weniger wörtlichen und bildlichen, sondern mehr philosophischen Verständnis der chinesischen Schriftzeichen. In einem Brief an Bouvet, der wahrscheinlich aus dem Jahre 1703 stammt, kehrt Leibniz Kirchers Vermutung, China sei von Ägypten aus kolonisiert worden und die ägyptischen Hieroglyphen hätten eine tiefere Bedeutung als die chinesischen Zeichen, um<sup>18</sup>. Im Brief vom 4. November 1701 an Leibniz schreibt Bouvet:

„Ich bin gar nicht überrascht über den Plan einer Charakteristik, den Sie vorschlagen, um die Gedanken abzubilden (peindre les pensées), und zwar in der Art, daß dieselben Zeichen gleichzeitig dazu dienen, daß man beim Denken rechnet und beweist“<sup>19</sup>.

Bouvet spricht die Vermutung aus, die alten chinesischen angeblich von Fu Hsi erfundenen und im „Buch der Wandlungen“ (*I-ching*) überlieferten Diagramme seien früher solche Charaktere gewesen. Diese Diagramme sind gebildet aus zwei Elementen: einem gebrochenen Strich —— yin und einem ungebrochenen Strich — yang. Mit zwei verschiedenen Strichen allein können zwei verschiedene Kombinationen hergestellt werden. Für zwei verschiedene Striche in Zweiergruppen gibt es vier Kombinationen:



Für zwei verschiedene Striche in Dreiergruppen sind acht Kombinationen möglich:



Die Zahl der Kombinationen für zwei verschiedene Striche in Sechsergruppen beträgt 64. Nachdem Bouvet eine Darstellung der Leibnizschen Dyadik gesehen hatte, bemerkte er, daß man die gebrochene Linie als 0 und die ungebrochene als 1 lesen könne. Dann ergebe sich eine erstaunliche Gleichartigkeit zwischen diesen Diagrammen und Leibnizens Dyadik<sup>20</sup>. Deshalb übersandte Bouvet mit seinem Brief vom 4. November 1701 Leibniz ein Beispiel von diesen 64 Hexagrammen<sup>21</sup>. Leibniz hatte bereits früher in der Einleitung von *Couplet zu Confucius*

<sup>18</sup> L.Br. 105, Bl. 34<sup>r</sup>. Cf. ATHANASIUS KIRCHER: *China illustrata*, Amsterdam 1667, S. 226.

<sup>19</sup> LUDOVICI DUTENS (Hrsg.), LEIBNIZ; *Opera omnia*, 6 Bde, Genf 1768, IV, 154–155.

<sup>20</sup> Leibniz an Bouvet, 15. Februar 1701, L.Br. 728 (Pinsson) Bl. 94<sup>r</sup>–96<sup>v</sup>. Cf. DAVID E. MUNGELLO; *Leibniz & Confucianism*, Honolulu 1977, S. 49.

<sup>21</sup> L.Br. 105, Bl. 27–28.

*Sinarum philosophus* diese verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten der Diagramme gesehen, und er konnte sie mit den Diagrammen von Bouvet vergleichen<sup>22</sup>. Nach Bouvet waren diese Diagramme aus China ein historisches Beispiel für eine mathematische Sprache, die vielleicht die älteste lebendige Sprache der Welt war. Leibniz sah in den alten Diagrammen eine Bestätigung seiner Dyadik.

<sup>22</sup> *Confucius Sinarum philosophus*, S. xl, xlii & xliv. Cf. Leibnizens Briefe an Bouvet, 1703 ?, L.Br. 105, Bl. 35f.